

# Mühlviertler Heimatblätter

ZEITSCHRIFT FÜR KUNST, KULTUR, WIRTSCHAFT  
UND HEIMATPFLEGE DER MÜHLVIERTLER  
KÜNSTLERGILDE IM OÖ. VOLKSBILDUNGSWERK



**HEFT 7/8 • 1963 • 3. JAHRGANG**

## INHALT:

	Seite
Roderich Müller-Guttenbrunn: Und er schlug den Weg zur Stadt ein . . .	116
Dietmar v. Aist: Erinnerung	118
Friedrich Schober: Oberösterreichische Gedenktage im zweiten Halbjahr 1963	119
Franz X. Schwarz: Vor dem Gewitter	121
Sepp Schnetzer: Der Mensch und Künstler Matthias May	122
Mimi Eckmair-Freudenthaler: Die Hausapotheke in Schloß Weinberg bei Kefermarkt	125
Karl Gustav Klein: Das Geheimnis der Felsinschrift im Kleinen Gusental	128
De Luca: Oberösterreichs Tracht um 1786	130
Dr. Benno Ulm: Mittellateinische Kunst aus dem Mühlviertel im Linzer Schloßmuseum	132
VD Rupert Ruttman: Der Kefermarkter Altar	135
Edward Samhaber: Abschied	136
Franz Kinzl: Zum Gedenken an Helmut Hilpert	138
Elisabeth Aigner: Als das Reisen noch gefährlich und beschwerlich war	140
Hilde Peyr-Höwarth: Abseits der Straße	144
Dr. Otto Guem: Der Salzstreit zwischen Mauthausen, Enns und Freistadt	147

## BILDER:

1 Freistädter Gäßchen, Foto: E. Prillinger, (Oö. Landesverlag)	115
2 Freistadt, Zeichnung: F. v. Zülow, (Oö. Landesverlag)	116
3 Entwurf für ein Denkmal Dietmars von der Aist, Adolf Kloska	118
4 Noli me tangere, Aquarell und Farbkreide, Matthias May, aus: J. Schmidt, Der Maler Matthias May und seine Linzer Schule, (Wien 1954), Abb. 58	123
5 Martyrium des hl. Sebastian, Öl, Matthias May, aus: Schmidt, May, Abb. 62	124
6 Hiob, Aquarell und Kreide, aus: Schmidt, May, Abb. 45	126
7 Felsinschrift Schönerers (Klischee Eigentum des Verfassers)	128
8 Rechnung Schönerers (Klischee Eigentum des Verfassers)	129
9 Mühlviertler Trachten, gez. von Haase, (Oö. Landesmuseum)	131
10 Hl. Michael aus der Sonnmühle bei Sonnborg, (Oö. Landesmuseum)	132
11 Christusfigur, (Oö. Landesmuseum)	133
12 Selbstbildnis, Ölgem. v. Matthias May, (Schmidt, May, Abb. 15)	137
13 Helmut Hilpert	139
14 Bildnis eines Mädchens, Öl, J. B. Reiter, Stadtmuseum Linz	141
15 Selbstbildnis, Öl, J. B. Reiter, (Oö. Landesmuseum, Klischee Oö. Kunstverein)	142
16 Mühlviertler Landschaft, Zeichnung: F. v. Zülow, (Oö. Landesverlag)	145
17 Schmiedinger Turm Freistadt, Foto: Eiersebner, (Oö. Landesverlag)	148
18 Freistadt, Scheiblingturm, Foto Eiersebner, (Oö. Landesverlag)	149
19 Abraham und die Engel, Lith. von Matthias May, (Schmidt, May, Abb. 35)	150

## MÜHLVIERTLER HEIMATBLÄTTER

Schriftleitung: Rudolf Pfann

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Pressedienst der MKG, Redaktion und Verwaltung: Linz-Urfahr, Halbgasse 4/II, Tel.: 31 95 74, Konto 11.352 (Allgem. Sparkasse Linz); Druck: Amon & Co., Linz, Beethovenstraße 27. — Für unverlangt eingesendete Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung. Redaktions-schluß für die Nummer 9/10: 31. 8. 1963. Jahresbezug S 62.—, Halbjahresbezug S 33.— (mit Postzustellung).

# Abseits der Straße

Wo sich der Nordwaldkamm mit den Ausläufern des Böhmerwaldes vereinigt, führen einsame Wege durch das Land, vorbei an verträumten Dörfern und entlegenen Höfen. Es ist das Land abseits der Straße, naturbelassen und unberührt. Der Hader der Welt ist nie bis in diese Einsamkeit gedrungen — sollte man meinen — und doch weiß die Chronik eines Marktfleckens zu berichten, daß schon im 15. Jahrhundert die Husiten hier gehaust und den „Roten Hahn“ auf manches Bürgerhaus gesetzt haben. Das meiste aber weiß man aus jüngster Vergangenheit, aus der großen „Völkerwanderung“ des 20. Jahrhunderts zu berichten. Endlos schien der Flüchtlingsstrom zu sein, der durch die Gegend wogte. Lichtscheues Gesindel war darunter, das seine Zeit für gekommen hielt, um zu stehlen und sogar zu morden. Viele aber waren ehrbare Leute, die jenseits der Moldau ihre Heimat hatten, die sie über Nacht verlassen mußten. Sie irrten durch die Gegend und wußten am Beginn ihrer Wanderschaft nicht, welches Ziel ihnen das Schicksal zugedacht hatte. Wie oft mögen die stillen Wälder Zeugen bitterster Leiden und tiefster Verzweiflung geworden sein? Wie oft hat ein Mensch sein Gebet hineingeschrien in den dunklen Dom der Bäume — und keine Antwort erhalten, als das dumpfe Rauschen der uralten Fichten?

Es war die Zeit, in der die Morgennebel länger in den Mulden brauen, da sich die Blätter des Ahorns verfärben, die Hagebutten reifen und die Beeren der Ebereschen in ihrem sattesten Rot leuchten; die Zeit, in der der alte Sebastian Fernweh bekam, wenn er, vor seiner Keusche sitzend, die letzten Sonnenstrahlen genoß und von vergangenen Zeiten träumte. Viele Jahre war

er mit seinem Buckelkorb voll „erlesener“ Stoffe durch das Waldland gezogen. Den Holzhackerweibern verkaufte er Blaudruck und Flanell, der Försterin bunte Bänder und Schleifen und in den Gesindestuben der Schlösser bot er „feinstes“ Linnen feil. Manch einer der drallen Mägde sagte er aus ihren Handlinien die Zukunft voraus, oder er brachte ihr eine Botschaft des fernsten Liebsten. Die Waldbauern brauchten ihn zum Kuhhandel und die Fuhrleute versorgte er mit abenteuerlichen Geschichten aus seinem Wanderleben. Die Gegend vom Bärnstein bis zum Nebelstein war seine Heimat; doch das war alles so lange her. Die Zeiten hatten sich geändert und mit ihnen die Menschen. Zuerst waren es die Fuhrwerke, die langsam von den Straßen verschwanden, denn sie machten den neumodischen „Benzinkutschen“ Platz. Allmählich entstand ein Geschäft nach dem anderen in den Dörfern, und es wurde immer schwieriger, die Stoffe zu verkaufen. Der schwerste Schlag aber war, als man dem Alten von behördlicher Seite das Hausieren verbot. Seit dieser Zeit haderte Sebastian mit der undankbaren Welt, er war vergessen und verlassen. Und was nützte es ihm schließlich, wenn er jeden Morgen betete, der Herr möge ihm nur ein Zeichen geben, daß er nicht ganz überflüssig sei, nicht ganz umsonst gelebt hätte. In den vergangenen Monaten war ein einziges Mal ein krummes Weiblein um ein Kraut gegen die Gicht gekommen, und eine Witwe hatte ihn zu einer kranken Kuh geholt. Die Alten, denen er seine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen hatte, waren gestorben und die Jungen brauchten ihn nicht mehr. Neuerdings verdroß es ihn sogar, ins Dorf zu gehen, denn man begegnete lauter fremden Gesichtern, zu denen man kein Zutrauen haben konnte. Die Leute redeten von Krieg und Politik, doch Sebastian verstand sie nicht mehr. Er wußte auch nicht, ob noch Krieg war oder Frieden, niemand sagte es ihm und fragen wollte er nicht.

Eines Tages machte sich Sebastian auf den Weg in die Wälder; eine unbändige Wanderlust hatte ihn befallen. Liebevoll strich er über den alten Buckelkorb, der sein treuer Kamerad gewesen war in all den Jahren der Wanderschaft, nun taugte er nur noch zum Tragen von Beeren und Schwämmen. Es war ein kühler, klarer Herbstmorgen, als der Alte über die nassen Wiesen und abgeernteten Felder schritt. Sebastian hätte nicht zu sagen gewußt, wohin er eigentlich ging,

doch er schritt so tüchtig aus, als wäre er zu einer gewissen Zeit irgendwohin bestellt. Ab und zu fand er Schwämme oder ein seltenes Kräutlein, und alles steckte er zu sich. Gegen Mittag wurde er müde, und als er auf eine Lichtung kam, setzte er sich auf einen der bemoosten Steine und hielt Rast. Vergnügt blinzelte er in die warmen Sonnenstrahlen und reckte die alten Glieder. Ein richtiger Altweibersommer — dachte er, und seine Blicke wanderten über die kleinen Fichtenbäumchen, auf denen die Spinnfäden wie Silber glitzerten. Über den Hügeln aber schimmerten die blauen Wälder, und ihr Anblick erfüllte den Alten mit unendlicher Sehnsucht. Tief drinnen im Forst waren verborgene Wege und Pirschsteige, die er in seiner Jugend leichten Fußes begangen hatte. Am Horizont sah man den Umriss eines Granitblockes, und Sebastian mußte lächeln, als seine alten Augen ihn gewahrten. Die Leute nannten den Felsen die Luchsensteinwand, denn nach den Aufzeichnungen im Gutshof soll dort der letzte Luchs geschossen worden sein. Vor dreißig oder mehr Jahren aber waren dort die großen Herbstjagden gewesen, zu denen der Adel des ganzen Landes geladen war. Viele Male hatte Sebastian dabei als Treiber „fungiert“, und gleich seinen Kameraden hatte er seinen Namen großmächtig in die Tür der Jagdhütte eingraviert. Seine Buchstaben hatten die der anderen überragt, denn er war immer voller Ehrgeiz gewesen. Doch die Gefährten jener Zeit ruhten längst im Kirchhof des Dorfes. „Ich allein bin übriggeblieben, als ob ich ausgestoßen wäre und nicht zu ihnen gehörte“, dachte er bitter. „Du willst mich nicht haben da oben“, murmelte er mit geschlossenen Augen, „ist es deshalb, weil du mich herunter noch brauchst?“ Doch dann schüttelte er seinen grauen, struppigen Schädel: „Dummes Zeug, du wirst mich schon rufen, wenn meine Zeit um ist. Wer alt wird, ist einsam, das ist nicht zu ändern.“

Er stand auf, es war Zeit zur Umkehr, doch als er wieder zur Luchsensteinwand hinüberschaute, kam ihm ein Gedanke. Einmal mußte er noch dort hinüber, die Buchstaben in der Hüttentür nachziehen, denn das Holz war sicher arg verwittert. Gleichzeitig aber schalt er sich einen Narren, denn der Weg war weit und beschwerlich und seine alten Beine ermüdeten rasch. Schließlich aber machte er sich doch auf den Weg, denn es zog ihn mit Gewalt zu der Hütte. Stundenlang mochte er gewandert sein, die Sonne war tiefer gesunken und von den Hügeln

wehte ein kühler Wind, als er endlich das Dach durch die Bäume schimmern sah. Keuchend blieb er stehen und stützte sich auf seinen Stock. Vieles hatte sich hier geändert. Die Bäume waren hoch geworden und die Waldwiese bedeckte dichtes Gestrüpp. Aber der Weg war noch deutlich zu erkennen, er mochte ein Wildwechsel geworden sein, denn das Farnkraut lag zu beiden Seiten geknickt auf der Erde. Mit fast scheuer Andacht näherte sich der Alte der Stätte seiner Jugend, ihm war, als mache er eine Pilgerfahrt in die Vergangenheit. Vorsichtig drückte er die rostige Klinke der Tür nieder — und siehe da, sie gab nach. Langsam und bedächtig öffnete er sie, doch eine Stimme, die aus dem Halbdunkel kam, ließ ihn zusammenfahren. Er lauschte, und wieder scholl ihm der zarte, weinerliche Laut entgegen, es klang wie das Klagen eines verwundeten Tieres, immer deutlicher und eindringlicher wurde der Ruf — voll Angst und voll Hoffnung: „Mutter, Mutter, bist du's?“ Sebastian öffnete die Tür, doch seine Augen hatten sich an das Dämmerlicht noch nicht gewöhnt. Er stand eine Weile und lauschte. Einige Sekunden war Stille, eine Stille, die zum Bersten gefüllt war mit Spannung und Angst — und plötzlich ein Schrei, der das Schweigen zerriß. Das kleine Etwas in der Hütte mußte erkannt haben, daß die Gestalt, die überflutet vom hellen Tageslicht in der Tür stand, nicht die Mutter war. Nur langsam begriff der Alte, was vor sich ging, doch die Beine versagten ihm den Dienst, so sehr hatten ihn die letzten Minuten erregt. Langsam, tastend, begannen seine Augen die Gegenstände zu unterschei-



den, einen Tisch, eine Bank und in der Ecke ein Bündel, auf dem ein halbwüchsiger Knabe kauerte, scheu an die Wand gedrückt, die großen vor Angst geweiteten Augen voll Schrecken auf den Eindringling gerichtet. Sebastian strich sich verlegen durch den Bart, und es kam ihm in den Sinn, daß er keinen vertrauens-erweckenden Eindruck machen mochte. Er gab sich Mühe, seiner Stimme Sanftheit zu verleihen, als er sagte: „Fürchte dich nicht, Kind, es geschieht dir nichts.“ Der Knabe saß noch immer in der Ecke, geduckt, den Arm über den Kopf haltend, als müßte er ein Unheil abwehren. Sebastian blieb stehen, wo er war, um das Kind nicht noch mehr zu verängstigen. Nach einer Weile fragte er behutsam: „Hast du Hunger?“ Der Knabe maß ihn mit einem scheelen Blick, dann nickte er heftig. Der Alte aber langte in den Korb, holte ein Stück Brot und Schafkäse heraus und reichte beides dem Knaben, worauf dieser gierig zu essen begann. Es war ihm anzumerken, daß er tagelang nichts mehr zu sich genommen hatte. Langsam schien sich die Spannung zu lösen, denn er begann an den Alten Fragen zu richten, ob er seiner Mutter begegnet sei, ob er wüßte, wie weit es bis ins nächste Dorf wäre, und ob auch ihn die Leute verjagt hätten, weil er nur seine Muttersprache könne. Ob er meinte, daß man für einen goldenen Ring mit einer Perle ein Stück Brot und etwas Milch bekäme. Ob man sich in den großen Wäldern verirren könne, ob die Menschen hier gut seien und ob böse Räuber in der Gegend hausten. Inzwischen war es immer düsterer geworden, und der Knabe bedeutete dem Alten, er möge doch näher kommen, er könne ihn sonst nicht sehen. Sebastian kauerte sich zu dem Kind auf den Boden. Mit Fortschreiten der Stunden wurde es kalt, und der Knabe drückte sich eng an den Alten, wie ein Tier, das die schützende Wärme der Mutter sucht. Ein kleines Händchen kam über die raue Tatze des Alten gekrochen, erst schüchtern und tastend, dann aber krallten sich die kleinen Fingerchen in die schwieligen Hände, dem Manne wurde warm ums Herz und er wagte kaum zu atmen, um das Glück dieses Augenblickes nicht zu zerstören. Der Knabe sprach flüsternd und eindringlich: „Nicht wahr, du bleibst bei mir, guter Mann, bis meine Mutter wieder kommt. Es wird nicht mehr lange dauern. Sie bringt so viel zu essen, daß wir ganz richtig satt werden, das hat sie mir versprochen. Dir schenkt sie gewiß ein Goldstück, weil du auf mich auf-

gepaßt hast.“ Der Alte konnte sich aus den Reden des Bürschchens keinen Reim machen, doch er wollte nicht fragen, wie lange es schon her sei, daß die Mutter um Brot gegangen wäre. „Warum bist du nicht mitgegangen ins Dorf“, fragte er schließlich. „Ich war schon zu müde. Ich konnte nicht mehr weiter, weil ich mir den Knöchel verknackst habe. Und das viele Zeug“ — er deutete auf das Bündel — „konnten wir auch nicht mehr schleppen, der Weg war so lang.“ „Ich werde mit dir warten“, sagte Sebastian schließlich, worauf der Knabe beruhigt zu sein schien und bald einschlief. In der Nacht aber wurde er unruhig, und Sebastian merkte sehr bald, daß der Bub phantasierte. Gegen Morgen zeigten sich rote Flecken im Gesichtchen des Kindes, und es erkannte den Alten nicht mehr. Sebastian überlegte lange. Hier konnte er den Kleinen nicht lassen, er hatte kein Feuer, kein Wasser und nichts zu essen. Ein dumpfes Gefühl sagte ihm, daß die Mutter nie mehr kommen werde. Es war gefährlich in dieser Zeit, Gold für Brot tauschen zu wollen, man konnte es leicht mit dem Leben bezahlen.

Ehe er den Knaben in die Decke hüllte und in den Buckelkorb steckte, brach er ein Brett aus der Wand und ritzte mit dem Taschenmesser eine Botschaft für die Mutter in das Holz. Dann schleppte er den Korb mit dem Kinde durch die Wälder, oft war er nahe daran, zusammenzubrechen, doch immer wieder stolperte er weiter, manchmal auf allen Vieren kriechend, bis er endlich völlig erschöpft und entkräftet im Pfarrhof anlangte.

Viele Wochen saß der Alte am Krankenlager des Kindes, und oft schien es, als würde das schwache Flämmchen erlöschen, doch zuletzt triumphierte doch das Leben über den Tod.

Von einer Frau aber, die einen Ring mit einer Perle gegen Brot vertauschen wollte, hat man in den Dörfern nie etwas gehört. Ihr Schicksal wird ein Geheimnis bleiben, das die dunklen Wälder für sich behalten. Aus dem Kinde aber ist ein rechtschaffener Mensch geworden. Durch lange Nachforschungen des Pfarrers wurden Verwandte gefunden, die dem Knaben eine angemessene Erziehung angedeihen ließen. Und wenn ihn heute auch eine Welt von dem Land abseits der Straße trennen mag, so wird er es doch nie vergessen, daß er sein Leben einem alten Hausierer aus den böhmischen Wäldern verdankt.